

# Generationenpotenziale – eine konzeptuelle Annäherung<sup>1</sup>

Kurt Lüscher<sup>2</sup>

## 1 „Generationenpotenziale“ – worum geht es?

In diesem Band geht es um „Generationenpotenziale“: ein Wort, das – wie ein Blick in die gängigen Internetportale zeigt – noch wenig genutzt wird. Darum lohnt es sich, daran zu erinnern, dass der Begriff des „Potenzials“ auf zweierlei hinweist: auf *Leistungsfähigkeit* und auf *Leistungsvermögen*. Das Interesse gilt somit dem, was ist, und dem, was sich denken lässt, gilt somit sowohl der Empirie als auch der Theorie und der konzeptuellen Arbeit.<sup>3</sup> Letztere steht im Zentrum dieses Beitrages, der damit als „Kontrapunkt“ zu den anderen Beiträgen dieses Bandes dient, in denen die empirischen Befunde im Vordergrund stehen.

Mein Ausgangspunkt ist dementsprechend eine allgemeine *heuristische* Hypothese. Sie lautet: Generationenbeziehungen lässt sich eine Spezifik zuschreiben, die ihren Niederschlag in der „sozialen Logik“ dieser Beziehungen findet.<sup>4</sup> Darunter verstehe ich Regeln der Gestaltung dieser Beziehungen, die sich aus ihrer gesellschaftlichen Tragweite ableiten. Sie liegt in diesem Fall darin, dass es – allgemein formuliert – um die Erfahrungen, die Praxis und die Sinngebungen menschlicher „Generativität“ geht. Damit ist in demografischer Perspektive zunächst die Entscheidung zur Elternschaft gemeint. Doch es geht um mehr: Generativität lässt sich generell als die Fähigkeit der Menschen verstehen, dass sich Ältere ihrer Verantwortlichkeit für die Jüngeren und sich diese wiederum ihrer Verantwortlichkeit<sup>5</sup> für

---

<sup>1</sup> Ich danke Andreas Lange für kritische Kommentare und Caroline Johnen für ihre Mitarbeit bei der Erstellung der Endfassung des Textes.

<sup>2</sup> Anlass und Aufgabe dieses Beitrags entsprechend und angeregt von der doppelten Bedeutung des Stichworts „Potenziale“ geht es mir nicht in erster Linie darum, neue Ideen zur Generationenanalyse zu entwickeln, sondern darum, eine schlüssige Argumentation auf der Grundlage meiner jüngsten Arbeiten vorzulegen. Siehe hierzu auch die Materialien unter [www.kurtluescher.de](http://www.kurtluescher.de).

<sup>3</sup> Das Nachdenken über „Potenziale“ aktiviert also sowohl den „Wirklichkeitssinn“ als auch den „Möglichkeitssinn“ – um auf die bekannte Unterscheidung von Robert Musil im „Mann ohne Eigenschaften“ (Kap.4) Bezug zu nehmen. Allerdings dürfte mein Versuch, das Mögliche über konzeptuelle Arbeit zu erkunden, nicht seinen Absichten entsprechen, sondern kann bestenfalls als Versuch einer sozialwissenschaftlichen Variante des Verständnisses seiner Idee angesehen werden.

<sup>4</sup> Das ist selbstverständlich insofern eine nicht unproblematische Annahme, als sie dazu verleiten kann, eine „Wesensbestimmung“ vorzunehmen. Ich versuche – wie ich im Folgenden darlege – diese argumentative Falle wissenssoziologisch zu umgehen.

<sup>5</sup> Ich ziehe den Begriff der Verantwortlichkeit demjenigen der Verantwortung vor, weil er eine stärkere Bezugnahme zum tatsächlichen Handeln aufweist. Siehe hierzu auch: *Kaufmann* 1992.

ältere Menschen bewusst sein können.<sup>6</sup> Dies geschieht im Wissen, in individuellen und kollektiven Generationenfolgen eingebunden zu sein, die von der Vergangenheit in eine – ungewisse – Zukunft hinein gedacht werden können. Von Belang ist dabei das individuelle und kollektive Bewusstsein gleichzeitiger Differenz und Gemeinsamkeit zwischen den Angehörigen unterschiedlicher Generationen. Daraus ergeben sich Konsequenzen für das Verständnis der Gestalt und der Gestaltung der Generationenbeziehungen.

## 2 Die Aktualität der „Generationenfrage“ und die heutige Form des „Problems der Generationen“

Von Generationen und Generationenbeziehungen ist in der Öffentlichkeit seit einiger Zeit in vielerlei Zusammenhängen die Rede. Dafür gibt es gute Gründe. Da ist zunächst der Wandel des Altersaufbaus der Gesellschaft. Mit ihm verändert sich das zahlenmäßige Gewicht der einzelnen Altersgruppen und der Jahrgangsgruppen als Kohorten. Über ihre unterschiedliche Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand, ihre unterschiedlichen Interessen, gepaart mit Einflüssen auf das Selbstverständnis, also die soziale *Identität* ihrer Angehörigen, werden sie zu *Generationen*.<sup>7</sup> Die heutigen Generationen von Jung und Alt artikulieren sich als historische Generationen wiederum mit einem neuen Verständnis der einzelnen Phasen des Lebenslaufs. So entwickeln beispielsweise die Angehörigen der so genannten „Babyboomer-Generation“ eine neue Praxis des Alterns, wie *Perrig-Chiello* und *Höpflinger* (2009) anschaulich darstellen.

Somit zeichnet sich meines Erachtens eine Wende im Verständnis der „Generationenfrage“ ab, die dazu führt, das „Problem der Generation“ anders zu betrachten, als es *Karl Mannheim* getan hat, bekanntlich der prominenteste Klassiker der sozialwissenschaftlichen Generationentheorie. Nach wie vor gehört es zu den Ritualen des Schreibens über Generationen, seinen Aufsatz zu zitieren, wofür es tatsächlich gute Gründe gibt.<sup>8</sup> Wie man weiß, ist darin allerdings fast ausschließlich von sozio-kulturellen Generationen die Rede, also weder von anderen Generationenverhältnissen, namentlich auch nicht von den so fundamentalen familial-verwandtschaftlichen, noch von der Gestaltung der *Beziehungen* zwischen Generationen und deren Angehörigen. Folglich bleibt auch die wichtige Analyse der Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Generationenformationen außer Acht, ebenso ihre demografische Einbettung.

<sup>6</sup> Dieses Verständnis wird in *Liegle/Lüscher* (2008: 149 f.) begründet.

<sup>7</sup> Siehe hierzu und zu den weiteren Schlüsselbegriffen das kleine Kompendium zur Generationenanalyse: *Lüscher et al.* 2009.

<sup>8</sup> In diesem Fall besteht einer dieser Gründe darin, dass Mannheims Beschäftigung mit Generationen im weiteren Kontext seines Interesses am Thema der „Utopie“ gesehen werden kann. – *Mannheim* 1928/1964. Siehe hierzu auch die Darstellung in: *Lüscher/Liegle* 2003: Kap. 7.1.

Im Hinblick auf das Heute und die Gestaltung der aktuellen Generationenbeziehungen ist nun aber von Belang, dass die *gemeinsame Lebensspanne* zwischen Alt und Jung meistens Angehörige von drei, oft vier und sogar mehr Generationen (im mehrfachen Sinne des Wortes) einschließt. Daraus ergeben sich einerseits neue Aufgaben, andererseits neue Chancen der Beziehungsgestaltung. Die aktuelle Aufmerksamkeit für die Rolle der Großeltern ist dafür ein Indikator.<sup>9</sup> Naheliegenderweise rücken dabei die Leistungen in den Vordergrund, welche die Angehörigen der unterschiedlichen Generationen füreinander erbringen: Beistand bei Schicksalsschlägen, finanzielle Unterstützungen, Pflege, Fürsorge und Erziehung. Verstehen sie sich von selbst? Inwiefern verweben und verflechten sich darin die privaten und die gesellschaftlichen Leistungen? Ergänzen oder ersetzen sie sich?

Seit jeher regeln Brauch und Sitte die Generationenfolge und die Gestaltung der Generationenbeziehungen. Mit dem Aufkommen organisierter Gemeinwesen und insbesondere des Staates sind sie ins Recht eingebunden. Dementsprechend stehen sie in Spannungsfeldern konkurrierender Interessen. Sie sind Teil einer *impliziten* „Generationenpolitik“. Ihre Tragweite wird unter dem Eindruck des sozio-demografischen Wandels in jüngster Zeit offensichtlich und sie wird dementsprechend als solche *explizit* thematisiert (siehe hierzu Abschnitt 6). Dies ist ein weiterer Aspekt des neuen Verständnisses der „Generationenfrage“.

Diese Entwicklungen hin zu einer pragmatisch-politischen Orientierung gehen mit mannigfachen konzeptuellen Herausforderungen einher. Sie wurden und werden, namentlich in der Soziologie, seit den 1980er Jahren unter dem Gesichtspunkt angegangen, was die neue Generationendynamik für den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedeutet. Ist er gefährdet? Diese Frage liegt deswegen nahe, weil gleichzeitig, jedenfalls seit den 1970er Jahren, ein offensichtlicher Wandel der Institution der Familie zu beobachten ist. Sie wird nicht in einer dominanten, als einzig richtig postulierten Form, sondern in unterschiedlichen alltäglichen Lebensweisen gelebt – oft in Konkurrenz zu anderen privaten Lebensentwürfen. Nicht mehr die „Funktionen“ der prototypischen Familie von Vater, Mutter, Sohn und Tochter im gemeinsamen Haushalt interessieren, sondern ihre wechselnden Konstellationen und ihre Einbettung in weitere Netzwerke und deren „fragile Institutionalisierung“. <sup>10</sup> Diese Wiederentdeckung und Aufwertung der Verwandtschaft trifft sich mit einem Wandel der Sicht des Alterns als einer defizitären hin zu einer eigenständigen und *eigenwertigen* Lebensphase.

Es ist unter diesen Umständen durchaus plausibel, dass sich die Idee der „Solidarität“ als allgemeine Orientierung der Forschung anbot und noch heute an-

---

<sup>9</sup> Als ein Beispiel für viele siehe den Sammelband von *Klosinski* (2008) und darin auch meinen eigenen Versuch einer soziologischen Annäherung an Großelternschaft heute (*Lüscher* 2008a).

<sup>10</sup> Die These der „fragilen Institutionalisierung“ erläutere ich in *Lüscher* (2008b).

bietet.<sup>11</sup> Dafür gibt es verschiedene Gründe. Da sind zum einen die Weite und die Unbestimmtheit des Begriffs. Gemeinsames soziales Handeln, Zustimmung zu allgemeinen Werten und Vorstellungen affektiver Verbundenheit lassen sich darunter ebenso fassen wie Bedingungen, die sie fördern.<sup>12</sup> Hinzu kommt die Nähe zu moralischen und ethischen Überzeugungen. Sie waren seit jeher attraktiv für ein sozialwissenschaftliches Denken, das ausgesprochen oder unausgesprochen den gesellschaftlichen Zusammenhalt als eine übergreifende „melioristische“ Überzeugung akzeptierte, die geeignet war, die Verknüpfung zwischen allgemeiner wissenschaftlicher Theoriebildung und politischer Programmatik zu begünstigen, wie sie kennzeichnend für funktionalistische Ansätze in der Soziologie ist. In der Forschung regte das Postulat des Zusammenhalts die Ableitung von „Indikatoren der Solidarität“ an, die ihrerseits wiederum die Möglichkeit bieten, vergleichsweise einfach anwendbare Methoden einer *quantitativen* „Messung“ der *Qualität* menschlichen Zusammenlebens zu entwickeln, wodurch sich wiederum auf plausible Weise die politischen Diskurse argumentativ untermauern lassen.

Doch was genau beinhaltet die Leitidee der Solidarität?<sup>13</sup> Im Kontext der Generationenforschung umgibt sie meines Erachtens die Gesellschaft mit der Aura von „Gemeinschaft“. Darin schwingt ein harmonisierender Grundton mit. Ihr entspricht auf der Ebene des Individuums die Idee des Wohlergehens bzw. Wohlbefindens, wobei das englische „well-being“ die Nähe zu einem – wünschenswerten – Zustand des „Seins“ noch deutlicher zum Ausdruck bringt. Die Idee trifft in dieser Allgemeinheit auf die in der neueren populär-philosophischen Literatur verbreitete Beschäftigung mit der Suche nach dem „gelingenden Leben“ und mit Vorstellungen des Glücks.<sup>14</sup> An sich wäre es interessant, der Frage nachzugehen, inwieweit es sich dabei um eine Reaktion auf die schwierigen sozialen und ökonomischen Bedingungen handelt, in der viele Menschen heute leben, gewissermaßen also um ein Wunschdenken. Dabei wäre weiterhin in Betracht zu ziehen, inwieweit dieses durch die Allgegenwart der Werbung und die darin angesprochene Verpflichtung zur „Selbstverwirklichung“ angetrieben wird. Eine Antwort darauf lässt sich hier nicht geben. Fest steht jedenfalls, dass „well-being“ bzw. Wohlbefinden eine beliebte Variable zur Messung der Qualität der Generationenbeziehungen ist.

Es kommt hinzu, dass die vordergründige Plausibilität der Idee der Solidarität und ihre soziale Erwünschtheit zur Vermischung von dem, was ist, mit dem, was

<sup>11</sup> Siehe hierzu auch meine Analyse in der Festschrift für Franz-Xaver Kaufmann (*Lüscher* 1997).

<sup>12</sup> Siehe hierzu auch die Einleitung von *Ette et al.* in diesem Band.

<sup>13</sup> Die unterschiedlichen Diskurse, in denen der Begriff verwendet wird, diskutiert prägnant *Wildt* (1998).

<sup>14</sup> Allerdings ist auch festzuhalten, dass diese Idee eine lange Tradition aufweist und in neuester Zeit beispielsweise von Taylor als wesentliches Element seiner Sozialphilosophie wieder aufgenommen wurde. Siehe hierzu: *Rosa* 1998: 382-413. Umgekehrt ist es auch notwendig, auf die Instrumentalisierung von Glücksvorstellungen hinzuweisen, wie dies *Duttweiler* (2007) macht.

sein soll, verleitet.<sup>15</sup> Das wiederum bleibt nicht ohne rhetorische Folgen. In den plakativen Zusammenfassungen, wie sie nun einmal in den angewandten Wissenschaften üblich sind, wird jedoch übersehen, dass längst nicht alle familialen Generationenbeziehungen, in vielen Untersuchungen nicht einmal die Mehrheit, aktiv praktizierte Solidarität belegen. Gegenseitige Gleichgültigkeit und Konflikte bleiben unterbelichtet.<sup>16</sup>

Es läge nahe, diese Ausrichtung auf „Harmonie“ in der Begrifflichkeit von „Solidarität“ und „Wohlbefinden“ als eine Kennzeichnung vorherrschender Richtungen und Orientierungen der Generationenforschung hinzunehmen oder abzutun. Doch man könnte auch fragen, ob diese sich damit in der Funktion einer Geste der Beschwichtigung in unruhigen, für viele sogar garstigen Zeiten erschöpft, oder ob sogar – wie bisweilen gesagt wird – der Verweis auf die in der Gesellschaft kaum und in den Familien scheinbar noch weniger zum Ausdruck kommenden Generationenkonflikte dazu dient, um von den starken Spannungen, sozialen Ungleichheiten und gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten abzulenken.

So einfach möchte ich es mir allerdings nicht machen. Wohl aber möchte ich fragen, ob mit dieser Ausrichtung die Potenziale der Generationenbeziehungen und damit auch der sozialwissenschaftlichen Generationenforschung erschöpft sind oder ob wir nicht vielmehr erst am Anfang einer wichtigen Entwicklung sozialwissenschaftlichen und interdisziplinären Arbeitens stehen, das *nota bene* wiederum auch politische Implikationen hat. Bemerkenswert ist, wie rasch und vielfältig sich das Forschungsinteresse entwickelt hat. Die Beiträge zu diesem Band, die ihrerseits auf weitere Arbeiten und auf eine Vernetzung unter diesen verweisen, oder auch etwa die Tatsache, dass die Thematik von mehreren, auch international vergleichenden Surveys aufgenommen worden ist, lässt jedenfalls auch eine andere Einschätzung der Situation zu. Es könnte sein, dass lediglich die ersten Schritte gemacht worden sind und ihnen weitere folgen können und sollen. Wenn diese Sichtweise, diese „Definition der Situation“ zutrifft, ist es allerdings notwendig, konzeptuelle Überlegungen anzustellen – darum die heuristische Hypothese einer Spezifik der Generationenbeziehungen.

---

<sup>15</sup> Im Blick auf die normativen Voreingenommenheiten, allerdings im weiteren Zusammenhang der Verwandtschaftsbeziehungen (wobei die Generationenbeziehungen eingeschlossen sind), weist beispielsweise Janet Finch zu Recht darauf hin, dass viele öffentliche Verlautbarungen folgendermaßen charakterisiert werden können: „It is *prescription* presented as *description*.“ (Finch 1989: 237).

<sup>16</sup> Ich werde im vierten Abschnitt allerdings als einen weiteren Grund für diesen Rekurs auf Solidarität deren implizite Nähe zum Konzept der Sozialisation zur Diskussion stellen.

### 3 Die Komplexität der Generationenbeziehungen als heuristisches Potenzial

Generationenbeziehungen setzen *Angehörige* von „Generationen“ voraus. Davon ist im Alltag mindestens in dreifacher Weise die Rede. Erstens dient der Begriff der Generation dazu, Alt und Jung zu unterscheiden. Zweitens wird von Generationen in Familie und Verwandtschaft gesprochen, wobei sich die individuellen Zugehörigkeiten mit sozialen Rollen wie Kind, Eltern und Großeltern verbinden. Drittens finden sich historische und zeitdiagnostische Generationenzuschreibungen wie die 68er Generation oder die „Babyboomer“. Es gibt darüber hinaus ein weiteres wichtiges Generationenverhältnis: das pädagogische. Es versteht sich eigentlich von selbst, wird aber als solches weniger angesprochen. Dabei findet es sich eigentlich schon an den Anfängen des Begriffes. Sieht man sich um, entdeckt man weitere Anwendungen, die sich teilweise von den Genannten ableiten, so beispielsweise die Generationenzugehörigkeiten, die sich aus der Mitgliedschaft zu Organisationen oder dem Eintritt in einen Betrieb ergeben.<sup>17</sup>

Den Generationenzuschreibungen ist im Weiteren eigen, dass sie auf eine *Abfolge* von Generationen verweisen. Das kann mehr oder weniger ausdrücklich geschehen. Am wenigsten trifft dies zu, wenn von Generationen lediglich im Sinne von Alt und Jung die Rede ist. Man kann darum mit guten Gründen fragen, ob in diesem Fall der Begriff nicht eigentlich zu kurz greift. Jedenfalls wird ein heuristisch bedeutsames Element seiner Spezifik verpasst, nämlich seine sozial-historische Dimension und die sich daraus ergebende Dynamik.<sup>18</sup> Darauf stößt man unvermeidlich, wenn man die wechselseitige Verflechtung der Generationenbegriffe und folglich auch der faktischen Generationenzugehörigkeiten in den Blick nimmt. In der Tat können dem Einzelnen immer mehrere Generationenzugehörigkeiten zugeschrieben werden. Eine Mutter ist beispielsweise eben auch eine Mutter der Babyboomer-Generation und dies wiederum kann mit ihrem Verständnis als Erziehende zusammenhängen.

Meiner Ansicht nach liegen hier wichtige theoretische und forschungsleitende Potenziale des Konzepts der Generation vor. Aus den beiden genannten Sachverhalten folgt jedenfalls, dass es unterschiedliche Arten von Generationen und unterschiedliche „Glieder“ innerhalb einer Generationenfolge gibt. Bisweilen ist dies Anlass, den Begriff der Generation als mehrdeutig zu bezeichnen und seinen Nutzen in Frage zu stellen, gilt doch Eindeutigkeit als ein erstrebenswertes Kriterium wissenschaftlichen Arbeitens. Dagegen lassen sich gute Argumente vorbringen.<sup>19</sup>

---

<sup>17</sup> Siehe hierzu auch die detailliertere Übersicht über die Generationenbegriffe in: *Lüscher et al.* 2009: 2.

<sup>18</sup> Siehe hierzu auch die bereits etwas ältere, jedoch nach wie vor inspirierende Analyse in sozial-ökologischer Perspektive von *Bronfenbrenner* (1993).

<sup>19</sup> Das macht für die Sozialwissenschaften in einer überzeugenden wissenssoziologischen Weise *Levine* (1985).

Doch abgesehen davon handelt es sich im Falle des Konzeptes der Generation nicht eigentlich um eine Mehrdeutigkeit, sondern um eine „Mehrbezüglichkeit“.

Genau darin sehe ich ein heuristisches Potenzial. Es wird deutlich, wenn es sich mit der Einsicht verbindet, es sei wichtig, nicht nur das Verhältnis von zwei aufeinander folgenden Generationen oder die Beziehungen der Angehörigen zweier Generationen zu betrachten. Dann ergibt sich eine Sensibilität für die mehrschichtige zeitliche Dynamik von Generationenzugehörigkeiten und -beziehungen. Dies ermöglicht den Anschluss an Analysen des sozialen Wandels, nicht zuletzt auch an jene, in denen es um die Relevanz von Menschenbildern und Vorstellungen des Selbsts als Bezugsgrößen für individuelles und kollektives Handeln geht. Die „klassische“ Studie zu dieser Thematik ist selbstverständlich *David Riesmans* „Die einsame Masse“ (*Riesman et al.* 1966). Zwar ist bei ihm der Begriff der Generation nicht von zentraler Bedeutung. Doch implizit ist er in der zentralen These enthalten, gemäß der die demografischen Veränderungen in differenzierter Weise mit der Lebensführung und über sie mit der Ausprägung von drei Typen der modalen Persönlichkeit einhergehen: der traditions-, innen- und außengeleiteten.

Um die handlungstheoretische Tragweite von Generationenzugehörigkeiten und -beziehungen konzeptuell – und in der Folge selbstverständlich auch empirisch – zu erfassen, schlage ich vor diesem Hintergrund gemeinsam mit anderen<sup>20</sup> vor, anzunehmen, dass Generationenzugehörigkeiten bedeutsam für die Zuschreibung persönlicher Identität sind. Formuliert als kompakte Definition:

„Das Konzept der Generation dient dazu, kollektive oder individuelle Akteure hinsichtlich ihrer sozial-zeitlichen Positionierung in einer Bevölkerung, einer Gesellschaft, einem Staat, einer sozialen Organisation oder einer Familie zu charakterisieren und ihnen Facetten ihrer sozialen Identität zuzuschreiben. Diese zeigen sich darin, dass sich Akteure in ihrem Denken, Fühlen, Wollen und Tun an sozialen Perspektiven orientieren, für die der Geburtsjahrgang, das Alter oder die bisherige Dauer der Mitgliedschaft in der jeweiligen Sozietät oder die Interpretation historischer Ereignisse von Belang sind.“<sup>21</sup>

Wichtig ist, dass es sich um *Facetten* der Identität handelt; welcher Art und wie gewichtig sie sind, welche Konfigurationen vorkommen, ist empirisch zu ermitteln. Doch es ist offensichtlich, dass dieses Verständnis von Generation und Generationenzugehörigen in differenzierter Weise die lebenspraktischen Handlungs- und Beziehungspotenziale in den Vordergrund rückt. Für ihre pragmatische Bedeutung sind überdies die damit einhergehenden moralischen Vorstellungen und Überzeugungen und die Bereitschaft zur Verantwortlichkeit von Belang. Konkret: die Zugehörigkeit zu einer historischen Generation, beispielsweise jener, die den Krieg als Kind erlebt hat, hängt mit normativen Überzeugungen zusammen, die sich mit der Art und Weise, wie die Rolle als Mutter oder Vater ver-

<sup>20</sup> Dazu ausführlich: *Lüscher/Liegle* 2003 sowie *Lüscher et al.* 2009.

<sup>21</sup> *Lüscher et al.* 2009: 3. Dabei ist festzuhalten, dass diese Definition das erste von drei Elementen eines differenzierten Definitionsrasters ist; die beiden anderen heißen „Generationenbeziehung“ und „Generationenordnung“.

standen wird, verbinden können. Die einschlägige Literatur bietet dazu viel Anschauungsmaterial.<sup>22</sup>

Die konzeptuelle Sichtweise, dass es um *Facetten* von Identität geht, ist nun noch in anderer Hinsicht heuristisch bedeutsam. Die Überlappung von Generationenzugehörigkeiten verweist auf mögliche Widersprüche und die sich daraus ergebende Dynamik, die der Einzelne in seinem Selbstverständnis und im Umgang mit anderen erfährt. Sie ist eine Quelle der Erfahrung von Ambivalenzen, mithin auch der Potenziale, die darin liegen, diese anzuerkennen und damit sozial kreativ umzugehen (siehe hierzu Abschnitt 5).

In der sozialwissenschaftlichen Forschung werden die genannten heuristischen Potenziale teilweise durchaus genutzt, andere liegen noch brach. So umfassen beispielsweise die großen Surveys jeweils drei Generationen. Allerdings sind sie auf den Kontext von Familie und Verwandtschaft beschränkt. Umso wichtiger sind Untersuchungen in unterschiedlichen Wellen, wie sie im Alterssurvey und im sozio-oekonomischen Panel vorliegen, denn auf diese Weise lassen sich allmähliche historische Generationenverhältnisse einbeziehen. Nicht überraschend zeichnen sich dabei Unterschiede hinsichtlich der gegenseitigen Wertschätzung und Hilfsbereitschaft ab, die das Primat von Solidarität als Interpretationsmuster relativieren. Das Verhältnis von familialen und gesellschaftlichen Generationenbeziehungen erfährt dort die notwendige Aufmerksamkeit, wo es darum geht zu klären, ob die wohlfahrtsstaatlichen mit den familial-verwandtschaftlichen Leistungen konkurrieren oder – umgekehrt – ob sie sogar deren Potenziale fördern („crowding in“ vs. „crowding out“). Das führt zur Frage nach einer spezifischen Logik dieser Beziehungen.

#### 4 *Potenziale in der Beziehungslogik*

Gewissermaßen vorweg ist daran zu erinnern, was mit *sozialen Beziehungen* gemeint ist – ein Begriff, der ob seiner alltäglichen Selbstverständlichkeit häufig undefiniert verwendet wird. Doch es lohnt sich auch hier, differenziert vorzugehen und so den Brückenschlag zwischen konzeptuellen und pragmatischen Potenzialen vorzunehmen. Gemäß einem weitgehend etablierten Verständnis lassen sich soziale Beziehungen als Folge von Interaktionen verstehen, die rekursiv auf sich selbst verweisen – Interaktionen, die größtenteils an Tätigkeiten gebunden sind, mit denen bestimmte Ziele verfolgt oder Aufgaben erfüllt werden; doch das Ziel kann auch der Erhalt und die Gestaltung einer Beziehung als solcher und diese somit *selbstbezüglich* sein,<sup>23</sup> was wiederum auf Spezifika hindeutet.

<sup>22</sup> Siehe als ein Beispiel unter vielen: Grundmann et al. 2009: 95-120.

<sup>23</sup> Siehe hierzu Hinde (1997) sowie den elaborierten Vorschlag eines dialogisch-dialektischen Verständnisses sozialer Beziehungen von Baxter/Montgomery (1996).



Weisen nun Generationenbeziehungen vor diesem Hintergrund eines solchen allgemeinen Verständnisses sozialer Beziehungen Spezifika auf? – Mehrere Argumente sprechen dafür, im Bemühen um eine Antwort mit der Analyse der familialen bzw. verwandtschaftlichen Generationen einzusetzen. Schließlich ist offensichtlich, dass sich hier die Angehörigen einzelner Generationen in der Regel persönlich, regelmäßig und über lange Zeiträume hinweg begegnen. Zu fragen ist dann, ob und in welcher Weise sich die so herausgearbeitete Spezifik in anderen Generationenbeziehungen wiederfindet.<sup>24</sup>

Für dieses Vorgehen spricht in gewisser Weise sogar die Etymologie des Wortes „Generation“. Zur Erinnerung: Dem griechischen Wort „genos“ liegt das Verb „genesthai“ zugrunde; es meint „to come into existence“ oder „ins Dasein gelangen“ und umschreibt das Überschreiten der – sich stets verschiebenden – Schwelle zum Leben.<sup>25</sup> Durch die Geburt eines Kindes wird eine neue Generation gebildet, die sich von jener der Eltern unterscheidet. Dies geschieht immer wieder von neuem, doch der Sachverhalt als solcher bleibt derselbe. In der römischen Antike bedeutet der aus dem Griechischen übersetzte Begriff „generatio“ „Entstehung“, „Erzeugung“, „Zeugung“. Dabei bringt das Erzeugende „etwas hervor, das ihm der Form nach ähnlich ist“,<sup>26</sup> wobei im Falle des Menschen das Erzeugte vom Erzeugenden individuell und nicht gattungsmäßig verschieden ist.<sup>27</sup>

Im Weiteren bietet sich ein Rückgriff auf elementare anthropologische Überlegungen an, nämlich die existenzielle Angewiesenheit des menschlichen Nachwuchses auf Pflege, Fürsorge und Erziehung durch „Ältere“. Es geht somit um die Gestaltung institutionalisierter sozialer Beziehungen im Sinne eines „auf Angewiesenheit antwortende[n] Handelns“.<sup>28</sup> Der Formel liegt eine eigentümliche

<sup>24</sup> Oder formuliert als These: Dieser Rekurs auf eine anthropologische, die bio-soziale Natur des Menschen thematisierende, zugleich elementare und komplexe Struktur der sozialen Logik der Generationenbeziehungen ist grundsätzlich als Leitfigur geeignet, sich ihrer Spezifik anzunähern.

<sup>25</sup> Siehe hierzu: *Nash* 1978: 1-21.

<sup>26</sup> Hierzu: *Riedel* 1974: 273.

<sup>27</sup> Hier ist auch die folgende These von *Bilstein* (1996: 169) beachtenswert: Letztendlich beruht der – im heutigen Verständnis das Gelingen ausdrückende – Begriff der Generation auf zwei grundlegenden Ideen: Einerseits „auf einer Bildlichkeit des Erschaffens und auf Vorstellungen von Zeugungs- und Schöpfungsprozessen, die primäre und archaische Verwandtschaftszuordnungen und Gruppenzugehörigkeiten benennbar machen. Bis in die Gegenwart schwingt daher im Begriff der ›Generation‹ untergründig eine Metaphorik des Hervorbringens und Herstellens mit. Auf der anderen Seite fußt er auf Bildern der Kontinuität und Zyklizität von kreisförmig wiederkehrenden Prozessen, die naturhaft-eigenlogisch und letztlich unbeeinflussbar ablaufen [...]. Damit werden zugleich demiurgische Phantasien vom Machen und Zeugen und elementare Bilder von der Mitgliedschaft in ewigen Kreisläufen ins argumentative Spiel gebracht“ (aaO: 169). Die doppelte Zentrierung auf Schöpfertum und Mitgliedschaft verleiht, so die These Bilsteins, dem Generationenbegriff seine argumentative Kraft. Zugleich steht er – wiederum in heutigen Begriffen ausgedrückt – im Horizont der Möglichkeit des Misslingens, des Zerfalls.

<sup>28</sup> Siehe hierzu ausführlicher: *Lüscher/Liegle* 2003: Kap. 1. – Eine noch weiter reichendere Aufarbeitung dieser Sichtweise würde erfordern, sich auf die Formel einzulassen, dass es eigent-

Verschränkung zugrunde. Handeln und Angewiesenheit, Sozialität und Subjektivität sind *gleichzeitig* gedacht. Antwort und Verantwortlichkeit sind meines Erachtens im Horizont, allerdings ohne ausgesprochen zu werden, ebenso Unbestimmtheit und Offenheit. „Antwortendes Handeln“ ist nicht notwendigerweise feststehendes, determiniertes Handeln. Es besteht Raum für Spontaneität und Subjektivität. Ebenso kann die Antwort einen Gegensatz von Interessen beinhalten sowie den Umgang mit Konflikten und sich daraus ergebenden Ambivalenzen erfordern. Doch auch in diesem Falle entsteht in der Regel Sozialität, außer wenn sich jemand einer solchen völlig verweigert.<sup>29</sup>

Mit anderen Worten: Diese Angewiesenheit ist zwar elementar existenziell und in der Biologie des Menschen angelegt, doch sie ist hinsichtlich ihrer Gestaltung nicht eindeutig determiniert, sondern offen für die sozio-kulturelle Gestaltung. Mehr noch: sie erfordert (paradoxe Weise) eine solche, verweist also über sich hinaus auf die Möglichkeiten unterschiedlicher Formen des Verständnisses, der Sinnggebung und der Organisation. Dabei sind – sozusagen von Anfang an – Erfahrungen des Todes, von Krankheit und weiterer (schicksalhafter) Ungewissheiten im Spiel.

Gefordert sind somit Leistungen auf ein Zusehen hin, Leistungen auch, von denen offen ist, ob und in welcher Weise sie entgolten werden. Sie weisen – abstrakt gesprochen – ein Moment der *Asymmetrie* auf. Allerdings ist diese nun in die Kontexte und die Abfolge der Generationen eingebunden, also in Traditionen und den Umgang mit kumulierten Erfahrungen, mithin dem sozio-kulturellen Erbe.

Dabei ist im Rückgriff auf die einleitende allgemeine Umschreibung sozialer Beziehungen an die Bindung an Tätigkeiten zu erinnern. Die elementare Existenzsicherung erfordert praktisches Handeln wie Ernähren, Wohnen, Pflegen, Schützen, Lernen. Bemerkenswert ist die Verflechtung dieser Tätigkeiten im Alltag. Das kommt auch in den generalisierten Umschreibungen „Haushalten“, „Carving“ und „Erziehen“ zum Ausdruck.<sup>30</sup> Doch nicht in dieser Verflechtung möchte ich den Ansatzpunkt für die konzeptuelle Spezifik der Generationenbeziehungen sehen, obwohl sie besonders dicht am familialen Kontext scheint. Schließlich sind auch andere Beziehungen mehrdimensional.

Vielmehr möchte ich die Aufmerksamkeit auf folgenden Umstand richten. Mit guten Gründen kann angenommen werden, dass die meisten (um nicht zu sagen: „alle“) familialen Generationenbeziehungen mit Prozessen der *Sozialisation*

---

lich um eine „Antwort“ auf die Antwort erheischende Angewiesenheit des Handelns geht. Ich verzichte indessen an dieser Stelle auf diese Vertiefung, die nichtsdestotrotz in interessanter Weise an das Konstrukt der These der „doppelten Kontingenz“ anschlussfähig scheint.

<sup>29</sup> Zum Zusammenhang von Ambivalenz und Sozialität erhellend: *Luthe/Wiedenmann 1997*.

<sup>30</sup> Zu verweisen ist hier auf die Nähe dieser Umschreibungen mit der in der Forschung üblichen Unterscheidung von materiellen und instrumentellen Leistungen.

einhergehen. Dabei sind die beiden Pole von Sozialisation zu beachten. Man kann sie wie folgt umschreiben: Der eine Pol lässt sich als soziale Einordnung, als die Erfahrung, heteronom kontrolliert zu werden und Prozessen der Reproduktion unterworfen zu sein, umschreiben. Der andere Pol steht für Individuation, die Erfahrung autonomer Handlungsbefähigung bzw. Emanzipation andererseits. Vereinfachend kann man auch von Sozialwerdung vs. Personwerdung sprechen.

Möglicherweise ist der Sachverhalt, dass stets Prozesse der Sozialisation im Spiel sind, in verdeckter Form auch ein Grund für die Popularität von „Solidarität“ als Leitidee. Allerdings wird dadurch nur ein Teil abgedeckt: das Sozialisationsgeschehen, nämlich – und durchaus mit Recht – hinsichtlich seiner Funktion und seiner Potenziale für soziale Einordnung und gesellschaftliche Reproduktion. Die anderen grundlegenden Aspekte – emanzipatorische Persönlichkeit und Innovation – werden jedoch von der Idee der Solidarität, so, wie sie üblicherweise verstanden wird, nicht erfasst; sie bleiben außerhalb ihrer Tragweite. Kennzeichnend dafür ist beispielsweise, dass Solidarität u. a. nach dem Ausmaß der Übereinstimmung in Werten und Normen zwischen Alt und Jung gemessen wird. Auch die Redeweise, dass es um den „Transfer“ von „Werten“ geht, weist in diese Richtung. Ich werde im Zusammenhang mit dem Verständnis von Erben und Vererben gleich darauf zurückkommen und eine differenzierende Sichtweise vorschlagen.

Zur Veranschaulichung ziehe ich indessen zunächst ein Beispiel heran, das in der neueren Generationenforschung – nicht zuletzt angesichts der demografischen Veränderungen – einige Beachtung findet: *Großelternschaft*. Im alltäglichen Verständnis überwiegt die mehr oder weniger idyllische Vorstellung, Großeltern seien schlicht die Garanten für Werte, Normen, überkommene Erzählungen und Familiengeschichten, die sie an die Enkelkinder weitergeben. Hinzu kommt neuerdings, dass ihre Leistungen bei der Pflege und Betreuung hervorgehoben werden, wie sie treffend in folgendem Satz zusammengefasst werden: „Ohne Krippe Oma stünde vieles still.“<sup>31</sup>

Unter konzeptuellen Gesichtspunkten ist jedoch ein Sachverhalt beachtenswert, den *Krappmann* (1997) wie folgt schildert: Das Kleinkind, das von der Großmutter (oder dem Großvater) liebevoll herumgetragen wird, kann schon früh die Erfahrung machen, dass es nebst der Mutter und dem Vater Menschen gibt, die ihm ihre volle Zuneigung zeigen und dennoch etwas anders mit ihm umgehen als die Eltern dies tun. Allgemeiner gesprochen: Großeltern können Enkelkindern vor dem Hintergrund einer grundsätzlich voraussetzbaren persönlichen Zuwendung und Wertschätzung wichtige Erfahrungen von „Differenz“ vermitteln. Das trifft auch in späteren Lebensphasen zu. Doch das Beispiel lässt sich auch umkehren: Großeltern können im Umgang mit ihren Enkeln eine doppelte Differenz Erfahrung machen. Sie stellen fest, dass die Enkel andere Kin-

<sup>31</sup> So der Titel einer empirischen Untersuchung von *Bauer/Strub* (2002).

der sind als seinerzeit ihre eigenen Töchter und Söhne. Und: Die Enkel, vor allem, wenn sie älter werden, leben in anderen aktuellen und virtuellen Welten. Dennoch kann man sich gegenseitig verständigen. Schließlich weist das Beispiel der Großelternschaft auch darauf hin, dass die Gestaltung der Generationenbeziehungen per se, also in einer selbstbezüglichen Weise, sinnstiftend sein kann.

Die Spezifik der Generationenbeziehungen lässt sich somit erkennen, wenn davon ausgegangen wird, dass das soziale und kulturelle Erbe nicht schlicht von der einen Generation an die andere weitergegeben und von dieser geerbt wird. Zutreffender ist der Begriff des „Erbens“, ein Wort, das, soweit sich feststellen lässt, von Schiller, Platon und Goethe geprägt worden ist und vor allem über dessen Verwendung im Faust zum geflügelten Wort „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ geworden ist und in den allgemeinen Wortschatz Eingang gefunden hat. Damit wird unterstrichen: Es geht um Lernprozesse, in denen sich die nachfolgenden Generationen das Erbe – im eigentlichen Sinne des Wortes – aneignen, also zu eigen machen und es dadurch transformieren.

Wird dies alles bedacht, ergibt sich die Möglichkeit und Notwendigkeit, ein Verständnis von Sozialisation zu entwickeln, das auf die Spezifik der Generationenbeziehungen verweist. Ludwig Liegle und ich schlagen dafür die Bezeichnung „*Generative Sozialisation*“ vor.<sup>32</sup> Dabei geht es nicht einfach um einen neuen Begriff, sondern um eine erweiterte Sichtweise, mit der – um es mit nochmals anderen Worten zu sagen – sowohl der Umgang mit der Schicksalhaftigkeit in den Blick genommen wird, die sich aus der Verbundenheit in Generationenbeziehungen ergeben kann, als auch die Chancen der Entstehung von Neuem bei der kreativen Auseinandersetzung mit dem Erbe.

Die Persönlichkeitsentwicklung des Individuums hängt in der vorgeschlagenen Sichtweise mit den gelebten, erlebten und gedeuteten Generationenbeziehungen zusammen und beinhaltet immer auch die mögliche Ausbildung einer „generationalen“ Identität (als Facette von Identität insgesamt). Gemeint ist zunächst die bewusste Zugehörigkeit zu je einer bestimmten Generation und der sie kennzeichnenden handlungsrelevanten Perspektiven, im Weiteren die kritische Reflexion der Beziehungen zu vorausgehenden und nachfolgenden Generationen und schließlich die Möglichkeit, in diesen Kontexten neue Sinngebungen zu entwickeln und neue Werke zu schaffen. Die Einbettung in eine gesellschaftliche Ord-

---

<sup>32</sup> Formuliert als kompakte Definition: „Wenn von generativer Sozialisation die Rede ist, richtet sich die Aufmerksamkeit darauf, wie in Generationenfolgen und Generationenbeziehungen die subjektiven Perspektiven der Persönlichkeitsentwicklung mit den institutionalisierten Perspektiven der gesellschaftlichen Evolution verknüpft werden. Insbesondere interessieren die Spannungsfelder der Vermittlung und Aneignung sowie der Ablehnung und Modifikation des soziokulturellen Erbes, das damit einbergehende Verständnis von Generativität und die Gestaltung generationaler Ordnungen in unterschiedlichen Kontexten.“ (Liegle/Lüscher 2008: 144).

nung erfordert überdies normative Orientierungen. Diese Zusammenhänge verweisen auf ein erweitertes Verständnis von „Generativität“, auf das ich einleitend bereits hingewiesen habe, nämlich als die Möglichkeit und Chance, dass die Angehörigen unterschiedlicher Generationen eine wechselseitige Verantwortlichkeit erkennen und diese auch in der Praxis umsetzen können.

Ich schlage vor, in diesem Zusammenhang von einem „*sozialisatorischen Gehalt*“ bzw. einem „*sozialisatorischen Potenzial*“ der Generationenbeziehungen zu sprechen. Dieses Potenzial lässt sich konzeptuell nun auch in jenen Feldern vermuten, die in der Forschung üblicherweise zuerst in den Blick genommen werden, nämlich die materiellen Transfers. Auch sie können mit Erfahrungen einhergehen, die für die Sozialwerdung und die Personwerdung bedeutsam sind. Hierbei können genauso Lernen und Verantwortlichkeit von Belang sein.

Ein solcher Zusammenhang lässt sich ferner hinsichtlich der Befunde vermuten, dass Eltern (bzw. die Älteren) häufig und in verschiedenen Formen mehr Leistungen erbringen als die Kinder (bzw. die Jüngeren). Das zeigt sich auch in der Abfolge von drei Generationen. Zur Veranschaulichung wird gerne die Metapher der „*Kaskade*“ beigezogen. Wird dieses Bild als generalisierter Befund verwendet, ist es indessen unzutreffend, denn die meisten Untersuchungen dokumentieren auch Leistungen der Jüngeren zugunsten der Älteren. Wenn darin allerdings in erster Linie eine *Asymmetrie* gesehen wird, dann zeigt sich dahinter tatsächlich ein Sachverhalt, der auf eine Spezifik von Generationenbeziehungen verweist: der Umstand, dass die Leistungen nicht vollständig bilanziert werden und möglicherweise auch nicht vollständig bilanzierbar sind. Die Asymmetrie kann in einzelnen Lebensphasen ebenso wie für die gemeinsame Lebenszeit insgesamt bestehen.

Bei näherem Zusehen haben diese Leistungen den Charakter von „Gaben“, wie er von Marcel Mauss herausgearbeitet worden ist. Die Beteiligten werden gleichzeitig einander näher gebracht und voneinander getrennt, denn die Gabe drückt nicht nur ausschließlich Solidarität aus (die als zusätzlich „*non agonistique*“ – „nicht kämpferisch“, „unverwüstlich“ – charakterisiert wird), sondern auch Überlegenheit (zusätzlich charakterisiert als „*agonistique*“ – „zerstörerisch“, „vergänglich“).<sup>33</sup> Allerdings kann diese Autorität – in diesem Punkt gehe ich über die Mauss'sche Sichtweise hinaus – als Ausdruck von Verantwortlichkeit gedeutet werden. Hinzu kommt, dass sich diese Autoritätsverhältnisse im Laufe des Lebens verschieben können. Wichtig ist, dass sich hier so etwas wie eine *doppelte Ambivalenz* erkennen lässt, nämlich hinsichtlich der Einschätzung der Gabe und hinsichtlich der realen Beziehungsgestaltung.

Mit anderen Worten: Nähert man sich sowohl von der theoretischen Seite als auch unter Bezugnahme auf die empirischen Befunde den *materiellen Transfers* zwischen familialen Generationen an, dann lassen sich diese nicht mit den einfa-

<sup>33</sup> Siehe hierzu: *Mauss* 1923/1968: 47 f.

chen Rationalitätsannahmen ökonomischer Transfers erfassen – aber man wird ihnen auch nicht gerecht, wenn man sie schlicht als Ausdruck einer uneigennütigen Solidarität interpretiert (und mit einer moralischen Aura umgibt). Besonders deutlich kann sich dies beim Erben zeigen. Der Erblasser ist zwar an feste Regeln gebunden, kann indessen testamentarisch auch ein Urteil über die Beziehungen abgeben, folglich auch eine Einschätzung der Persönlichkeit des Erbenden. Das war auch schon zu früheren Zeiten so.<sup>34</sup>

Die Frage der sozialen Logik der Generationenbeziehungen und ihrer Spezifik stellt sich auch in Verbindung mit jenen Leistungen, die unter dem Begriff des „Caring“ zusammengefasst werden. Und auch hier besteht anscheinend ein Zusammenhang mit dem „sozialisatorischen Gehalt“. Die Einsicht nämlich, dass die „Pflege“ des Kleinkindes von der Geburt an mit Erfahrungen einhergeht, die bedeutsam für die Persönlichkeitsentwicklung sind, gehört seit den Anfängen der Psychoanalyse zum festen Bestand von Theorie, Forschung und Praxis, wobei allerdings der konzeptuelle Brückenschlag zur Generationenanalyse oft unterbleibt. Stärker erkennbar ist er im Umfeld der so genannten Bindungstheorie. Nicht weniger offensichtlich ist er bei der Pflege- und Sorgearbeit mit alten Menschen. Es bedarf keiner langen Erörterung, dass sie für alle Beteiligten Lernerfahrungen beinhalten können, die für das Selbstverständnis der Beteiligten bedeutsam sind, mithin Lebenssinn stiftend sein können, eingeschlossen die Zweifel daran.

Im Kontext der Bemühungen, sich der Komplexität und der Spezifik der Generationenbeziehungen anzunähern, sind nun noch zwei Sachverhalte erwägenswert. *Erstens* sind im Bereich der Pflege häufig Spannungen vorhanden, weil diese sowohl Zuwendung und Kontrolle beinhalten kann, folglich auch eine Spannung zwischen Sorge und Eigenständigkeit. *Zweitens* sind an der institutionalisierten Pflege Fachleute beteiligt. Sie repräsentieren ebenfalls eine – häufig die mittlere – Generation. Ambivalenzerfahrungen könnten sich für sie zwischen Empathie und beruflicher Distanz ergeben. Spannungen können überdies im Verhältnis zwischen Fachleuten und freiwilligen Helfern auftreten.

In ihrer Gesamtheit konstituieren diese Elemente somit eine komplexe, hybride *Beziehungslogik*. Sie lässt sich nicht auf eine utilitaristisch-ökonomische Rationalität reduzieren, sondern beinhaltet eine generalisierte, offene Reziprozität.<sup>35</sup> Kennzeichnend dafür ist die Notwendigkeit, Leistungen zu erbringen, die bezüglich ihrer Qualitäten nicht quantifizierbar und bilanzierbar sind und für die Gegenleistungen nicht unbedingt erwartet werden, jedenfalls nicht in kurzen Zeiträumen oder in einem zwingend durchsetzbaren Maße. Sie beinhalten einen

---

<sup>34</sup> Für die Darstellung von Erben und Vererben unter verschiedenen Gesichtspunkten siehe die Beiträge in dem von *Lettke* (2003) herausgegebenen Sammelband; für eine historische Sicht siehe: *Plakans* 2004: 63-82.

<sup>35</sup> Für eine ausführliche Darstellung der Analyse dieser Beziehungslogiken siehe: *Lüscher/Liegle* 2003: Kap.7.3.

„sozialen Surplus“, eben einen „sozialisatorischen Gehalt“ bzw. ein „sozialisatorisches Potenzial“.<sup>36</sup>

Ich habe diese These argumentativ unter Bezugnahme auf die familialen Generationenbeziehungen herausgearbeitet und dieses Vorgehen auch begründet. Es ist im Kontext dieser Publikation zusätzlich gerechtfertigt, weil die darin dargestellten Forschungen ebenfalls überwiegend davon handeln. Dennoch stellt sich selbstverständlich die Frage der Übertragbarkeit auf andere Arten von Generationenbeziehungen. Sie kann hier nicht erschöpfend beantwortet werden. Immerhin zeigen die Konzeption dieser Projekte sowie empirische Beobachtungen über die Motivation sowohl der Organisatoren als auch der Teilnehmenden, dass offensichtlich Aspekte der Persönlichkeitsentwicklung mit ihm Spiel sind.<sup>37</sup> Ähnliches ist dort festzustellen, wo Pflegeleistungen im Tandem zwischen Freiwilligen und Fachleuten gewährleistet werden.<sup>38</sup> Organisierte betriebliche Generationenbeziehungen orientieren sich oft an der Idee des „Monitoring“, deren sozialisatorischer Gehalt offensichtlich ist. Doch der hypothetisch-heuristische Gehalt der Argumentation ist unbestreitbar. Das gilt auch hinsichtlich ihrer Umsetzung im Rahmen der Forschung über familiale Generationenbeziehungen.

## 5 *Generationenpotenziale und die Erfahrung von Generationenambivalenzen*

Die im vorausgehenden Abschnitt herausgearbeitete Analyse einer komplexen, hybriden *Beziehungslogik* ist anschlussfähig an die Idee, dass Generationenbeziehungen mit der Erfahrung von Ambivalenzen einhergehen. Das habe ich in den vorausgehenden Abschnitten verschiedentlich angesprochen. Doch worum geht es in systematischer Sicht?

Ich beginne mit der letzten Frage. Ist im Alltag von Ambivalenz die Rede, dann sind Zwiespältigkeit, Hin und Her, Tauziehen, Unentschiedenheit gemeint.<sup>39</sup> Die damit einhergehenden Erfahrungen werden in der Regel als belastend, unerwünscht, unangenehm, also „negativ“ konnotiert. Befasst man sich intensiver mit der Geschichte des Begriffes, stellt man erstens fest, dass er – was man ob seiner Alltäglichkeit nicht ohne Weiteres vermuten würde – erst 1910 formuliert wurde. Ferner zeigt sich, dass er durchaus in einem analytischen, also „neutralen“ Sinne verwendet werden kann. Allerdings ist auch zu beobachten,

---

<sup>36</sup> Zum Zusammenhang zwischen Sozialisation und Ambivalenzerfahrungen siehe auch Grundmann 2006: insbesondere 116 ff.

<sup>37</sup> Hierzu theoretisch und umfassend sowie unter Bezugnahme auf die Ambivalenz-Perspektive: Eisentraut 2007.

<sup>38</sup> So z. B. das baden-württembergische Projekt „BELA“ (Bürgerengagement für Lebensqualität im Alter). Siehe [www.bela-bw.de/bela1-bw/index.html](http://www.bela-bw.de/bela1-bw/index.html).

<sup>39</sup> Bisweilen wird „Ambivalenz“ auch synonym mit „Mehrdeutigkeit“ verwendet, doch der dafür treffende Ausdruck ist wohl eher „Ambiguität“.

dass Ambivalenzen oft verdrängt werden, nicht zur Sprache kommen oder nicht erkannt werden. Das Konzept ist somit geeignet, so etwas wie die „Tiefenstrukturen“ oder eben übergreifende Muster der *Beziehungslogik* zu analysieren. Darin liegt eines seiner theoretischen „Potenziale“.<sup>40</sup>

Das schließt nicht aus, auch den alltäglichen Gebrauch zu berücksichtigen. Auf diese Weise fand das Konzept auch Eingang in die Generationenforschung. Es wurde anfänglich – und wird es zum Teil noch heute – als Alternative zur Idee der „Solidarität“ gesehen. Das dokumentiert ein „Symposium on Ambivalence in Intergenerational Relationships“ des *Journals of Marriage and Family* (2002). Doch die Folgerung daraus, Ambivalenz sei ein Gegenbegriff zu Solidarität und befinde sich auf der gleichen Ebene wie dieser, ist nicht zutreffend.<sup>41</sup> Vielmehr soll das Konzept dazu dienen, die im Alltag leicht zu beobachtende Gleichzeitigkeit und Verwobenheit von Zuwendung, Nähe, Vertrautheit und sogar Liebe einerseits (die alle grosso modo auf „Solidarität“ verweisen) und von Abkehr, Distanz, Fremdheit und Hass (grob subsumiert unter „Konflikt“) in den Blick zu nehmen. Mehr noch: Es soll damit das *Oszillieren* zwischen diesen Tendenzen in der praktischen Gestaltung der Generationenbeziehungen angesprochen werden. Dieses Hin und Her kann von kürzerer oder längerer Dauer sein, hängt also von der Dauer des Handlungskontextes ab, dem die Aufmerksamkeit der Beteiligten oder außenstehenden Beobachtern gilt. Während dieser Dauer werden die Gegensätze als „unauflösbar“ angesehen. Darauf, also auf die Erfahrung der Spannung, richtet sich die Aufmerksamkeit, wenn von Ambivalenzen die Rede ist. Es kann sich dabei um eine Phase des Übergangs handeln, beispielsweise des Auszugs aus dem Elternhaus. Doch der Horizont kann sich auch auf die rückblickende Einschätzung der lebenslangen Eltern-Kind-Beziehung erstrecken.<sup>42</sup>

Der Vorschlag, den ich mit Pillemer zur Diskussion gestellt habe, enthält überdies eine wissenssoziologische Komponente.<sup>43</sup> Wir wiesen darauf hin, dass die Idee der Ambivalenz geeignet sei, einander scheinbar widersprechende Forschungsbefunde in den Blick zu nehmen, nämlich die bereits erwähnten, die auf Solidarität hinweisen, und jene, die von Ablehnung und Misshandlung handeln, namentlich bei der Pflege älterer Menschen, doch fällt selbstverständlich auch die traurige Tatsache des Kindesmissbrauchs darunter.

Theoretisch betrachtet ist dementsprechend Ambivalenz sozusagen eine der Solidarität und dem Missbrauch „vorgeordnete“ Sichtweise, die geeignet ist, die

<sup>40</sup> Für eine Darstellung der Begriffsgeschichte in einer wissenssoziologischen Perspektive siehe: *Lüscher* 2009.

<sup>41</sup> Sieht man „Solidarität“ bzw. „Ambivalenz“ allerdings als Indikatoren einer bestimmten wissenschaftlichen Perspektive, nämlich einer funktionalistisch-institutionalistischen vs. einer interaktionistisch-pragmatischen, lässt sich diese Einschätzung halbwegs verstehen.

<sup>42</sup> In der Forschung wird diese Zeitdimension leider oft nicht expliziert, sondern lediglich eine Einschätzung erfragt, die sich auf eine „Gegenwart“ von unbestimmter Dauer bezieht.

<sup>43</sup> Siehe hierzu: *Lüscher/Pillemer* 1998: 414 f.



beiden Tatsachen als möglich – und lebenspraktisch –, als gleichzeitig möglich in den Blick zu nehmen. Von „Konflikt“ unterscheidet sich dieses Verständnis von Ambivalenz dadurch, dass die Aufmerksamkeit den Prozessen der Erfahrung, des Ausharrens, eben des Oszillierens gilt, ferner dem Umstand, dass es um Auseinandersetzungen über Sachverhalte geht, die nicht als vollständig „bilanzierbar“ gelten. Darin besteht ein unmittelbarer Zusammenhang zu den Überlegungen der Beziehungslogik im vorausgehenden Abschnitt.

In der Generationenforschung wird die Idee der Ambivalenz seit den 1990er Jahren zusehends und in unterschiedlichen Ausprägungen genutzt. Das Spektrum reicht vom einfachen Verweis, dass es sich dabei um eine Alternative zur gängigen Sichtweise handelt, bis hin zur elaborierten Analyse unterschiedlicher Modi der Erfahrung von Ambivalenzen und des Umgangs damit sowie der Kontextualisierung. Sie dokumentieren u. a., dass Mütter und Väter ebenso wie Töchter und Söhne gegenseitige Beziehungen als „ambivalent“ einschätzen. Das zeigen Antworten auf direkte Fragen, beispielsweise nach allgemeinen Erfahrungen des Hin- und Hergerissenseins in der Beziehung oder im Hinblick auf konkrete Sachverhalte. Es gibt jedoch auch die Möglichkeit, Ambivalenzen indirekt zu ermitteln, nämlich aus den Widersprüchen in den Antworten auf die Beziehungseinschätzung in miteinander korrespondierenden Dimensionen, also mittels einer elaborierten Errechnung von Ambivalenz-Indikatoren.<sup>44</sup> Eine Reihe von Studien weisen Ambivalenzerfahrungen unter besonders belastenden Situationen nach, beispielsweise bei der Substanzabhängigkeit sowie der psychischen Erkrankung eines erwachsenen Kindes (*Burkhardt et al.* 2007) oder unter Bedingungen der Auswanderung und der damit erschwerten gegenseitigen Anteilnahme (*Senyürekli/Detzner* 2008). Es gibt Befunde, die auf einen Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Ambivalenzerfahrungen in Bezug auf Pflegeleistungen und Gefühlen von entweder Schuld oder Scham hinweisen (*Rappoport/Lowenstein* 2007), ferner auf Zusammenhänge zwischen Geschlechter- bzw. Schwieger-Beziehungen und Ambivalenzerfahrungen (*Willson et al.* 2003). Dies sind nur einige Beispiele zur Veranschaulichung. Hier ist nicht der Ort, eine Forschungsübersicht zu erstellen. Erste Arbeiten dazu liegen vor (*Lüscher/Liegle* 2003: 293-304; *Pillemer/Lüscher* 2004; *Pillemer et al.* 2007).

Unter den hier in erster Linie interessierenden konzeptuellen Gesichtspunkten möchte ich hingegen das folgende Paradox hervorheben. Das Konzept der Ambivalenz ermöglicht *zum einen* Lebensnähe, also Authentizität, weil sich die Aufmerksamkeit einer Alltagserfahrung zuwendet, die indessen – wie bereits erwähnt – häufig verdrängt wird. *Zum anderen* regt das Konzept dazu an, der Komplexität der Generationenbeziehungen nachzugehen, wie sie sich sowohl in der Verflechtung der Generationenzugehörigkeiten als auch der Beziehungslogik vermuten lassen.

---

<sup>44</sup> Siehe hierzu und zu den Methoden der Erfassung von Ambivalenzen allgemein: *Lette/Klein* 2004.

Um dieses Paradox aufzulösen – besser: um es heuristisch zu nutzen –, ist es nun allerdings notwendig, das Konzept von der negativen Konnotation zu befreien, die meistens mitschwingt, wenn es im Alltag verwendet wird, und die auch in vielen bisherigen Anwendungen in der Forschung mehr oder weniger ausdrücklich enthalten sind. Vieles spricht dafür, dass es analytisch fruchtbarer ist, Ambivalenz „neutral“ zu konzipieren. Dies wiederum erfordert ein elaboriertes Verständnis, das seinen Niederschlag auch in der *Definition von Ambivalenz* finden sollte. Mein Vorschlag, entwickelt vor dem Hintergrund der bereits erwähnten Analyse der Begriffsgeschichte und der Anwendung in unterschiedlichen Disziplinen, lautet:

„Das Konzept der Ambivalenz dient dazu, Erfahrungen eines zeitweiligen oder dauernden Oszillierens zwischen polaren Gegensätzen zu umschreiben, denen Bedeutung für die Identität und dementsprechend für die Handlungsbefähigung, die sozialen Beziehungen sowie für die Gesellschaftlichkeit individueller und kollektiver Akteure zugeschrieben werden kann.“<sup>45</sup>

Nebst den Elementen, die bereits zur Sprache gekommen sind, ist hier besonders die Bezugnahme auf die Relevanz für die Konstitution von Identität im Kontext von Gesellschaftlichkeit hervorzuheben. Dies ermöglicht den Brückenschlag zur vorgeschlagenen Definition von „Generation“.<sup>46</sup> Im Weiteren ergibt sich eine Anschlussmöglichkeit an die Idee des „sozialisatorischen Gehalts“ von Generationenbeziehungen. Dieser beinhaltet ein Spannungsfeld und zwar jenes zwischen „Sozialwerdung“ und „Personwerdung“. Damit wird jedoch nicht bloß plakativ der Gegensatz von „Individuum“ und „Gesellschaft“ angesprochen. Vielmehr geht es um die Dynamik dieser (abstrakten) „Beziehung“. Es ist eine Dynamik, die beispielsweise G. H. Mead in seinem Modell als einen „Dialog“ zwischen „I“ und „Me“ konzipiert hat, den das Individuum sowohl mit sich (wie dies die vorne vorgeschlagene Definition von Sozialisation explizit anspricht) als auch im Dialog mit signifikanten und generalisierten anderen führen kann. Genau dies aber ist ein Ansatz, um theoretisch bzw. konzeptuell die allgemeine Möglichkeit der Erfahrung von Ambivalenzen zu unterstreichen, nämlich die zwischen dem individuellen Selbstbild und den gesellschaftlichen Anforderungen.

Es gibt in diesem Zusammenhang einen weiteren Aspekt, der geeignet ist, die Argumentation zu untermauern, nämlich die mit Generationenbeziehungen einhergehende Erfahrung von Differenz und Bedingungen von Gemeinsamkeit und – häufig – intimer Gemeinschaft. Ich habe sie abstrakt unter Bezugnahme

<sup>45</sup> Vgl.: *Lüscher* 2009: 44. Dort findet sich im Folgenden auch eine ausführliche Begründung zu den einzelnen Elementen sowie die Operationalisierung in Form eines Moduls zur theoretisch begründeten Unterscheidung von Typen der Erfahrung von Generationenambivalenzen und des Umgangs damit, das auch in den anderen hier erwähnten Konstanzer Untersuchungen genutzt und schrittweise weiterentwickelt wurde.

<sup>46</sup> Vgl. Fußnote 21. Beiläufig weise ich darauf hin, dass grundsätzlich eine solche Identität sowohl individuellen als auch kollektiven Akteuren zugeschrieben werden kann. Die besondere Problematik der Identität von kollektiven Akteuren ist hier indessen nicht von Belang, wohl aber bei sozio-kulturellen Generationenbegriffen.

auf die Etymologie des Begriffes der Generation angesprochen und konkret am Beispiel der großelterlichen Zuwendung illustriert. Ein Mensch wird in Verbundenheit mit den Eltern und anderen Verwandten geboren und ist zugleich ein Individuum für sich selbst. Er lebt von Anfang an im Spannungsfeld von Gemeinsamkeit und Verschiedenheit. Einzigartigkeit ergibt sich aus der Dynamik der im vierten Abschnitt angesprochenen komplexen Angewiesenheit auf andere und des damit einhergehenden Umgangs mit Differenzen.

Im Zuge der Entwicklung kann diese Zwiespältigkeit von den Beteiligten in mannigfacher Weise im Fühlen, Denken, Wollen, Handeln erfahren werden. Sie finden sich strukturell in den Formen der Institutionalisierung der Generationenbeziehungen bzw. in Spannungsfeldern und Interessenskonflikten zwischen den Organisationen. Die Gegensätze lassen sich – wie bereits erwähnt – mit mehr oder weniger allgemeinen Kategorien kennzeichnen, die je nach Sachverhalt, teils abstrakt, teils konkret sind. Die Zwiespältigkeit lässt sich in allgemeinen Regeln und Logiken der leistungsbezogenen Gestaltung der Generationenbeziehungen wiederfinden, namentlich in jenen, die für das wirtschaftliche Handeln wichtig sind. Hier sind Gegensätze wie die folgenden bedeutsam: Eigennutz vs. Altruismus, geschlossene vs. offene Bilanzen, Zug um Zug vs. offene Vorleistungen, Berechnung vs. Großzügigkeit, Rationalität vs. Komplementarität. Im Nachdenken über sich selbst, in den Beziehungen zu signifikanten oder zu generalisierten anderen sowie in Bezug auf normative Vorgaben können diese Zwiespältigkeiten aus eigenem Antrieb oder durch die Umstände mehr oder weniger, möglicherweise sogar überhaupt nicht von Belang – kurz: manifest oder latent – sein. Sie können verdrängt, erkannt oder zur Sprache gebracht werden.

Aus alledem lässt sich eine allgemeine *These* ableiten, die in spezifischer Weise durch die Analyse der Generationenbeziehungen gestützt wird: Der Umgang mit der Erfahrung des Andersseins der Mitmenschen – eingebettet in jene des Angewiesenseins – ist konstitutiv für das gemeinschaftliche Zusammenleben und kann, je nachdem, wie damit umgegangen wird, dem sozialen Zusammenhalt förderlich sein. In diesem Sinne ist das Konzept der Ambivalenz nützlich, um sich der Spezifik und den Potenzialen der Generationenbeziehungen auch unter gesellschaftspolitischen Gesichtspunkten anzunähern. Es ist geeignet, nicht nur die Vorderbühne, sondern auch die Hinterbühne des Schauspiels der Generationen auszuleuchten: Im Blick sind die Generationenbeziehungen in ihrer vielschichtigen und zum Teil widersprüchlichen *Dynamik*, sind Gelingen und Scheitern, Verheißung und Tragik, Hoffnung und Resignation. In den Vordergrund treten auf diese Weise überdies – wenn „Ambivalenz“ als „Brückenkonzept“ genutzt wird – die allgemeinen soziologischen Implikationen der Generationenanalyse sowie die menschenbildlichen Implikationen der Annahme, dass Menschen die Fähigkeit haben, Ambivalenzen zu erfahren, zu bedenken und zu gestalten.<sup>47</sup>

<sup>47</sup> Siehe hierzu den Vorschlag einer menschenbildlichen Umschreibung in *Lüscher* (2010).

## 6 *Folgerungen für die Praxis und die Forschung*

In dieser Arbeit bin ich die vorgegebene Frage nach den „Potenzialen“ der Generationenbeziehungen in einer theoretischen Perspektive angegangen. Dementsprechend steht am Anfang die allgemeine heuristische Hypothese, es sei fruchtbar anzunehmen, dass sich eine Spezifik der Generationenbeziehungen umschreiben lasse. Ich habe zu zeigen versucht, dass dies grundsätzlich möglich ist. Kritisch kann man nun allerdings einwenden, im Wesentlichen beruhe das Ergebnis auf Gedankenarbeit. Demgegenüber mache ich Folgendes geltend: *Erstens* ist diese Methode in der human- und sozialwissenschaftlichen Arbeit nicht ungewöhnlich. Sie wird beispielsweise in der praktischen Philosophie und in der Pädagogik genutzt. Was die Generationenanalyse betrifft, hat sich auch *Karl Mannheim* ausdrücklich des Gedankenexperimentes bedient, explizit in jener Passage seines Essays, in der er vorschlägt, sich eine Gesellschaft vorzustellen, in der eine Generation ewig leben würde (Ausg. 1964: 530). *Zweitens* weise ich darauf hin, dass Theorien durchaus den Charakter von Entwürfen der Wirklichkeit haben können. Das ist zwar ein anderes Verständnis von Theorie als jenes, das heutzutage in der sozialwissenschaftlichen Forschung verbreitet ist und darin besteht, Aussagen als „*theoretisch*“ zu bezeichnen, die eine *Generalisierung* empirischer Befunde ausdrücken. Oft wird diese – um die Allgemeinheit zu betonen – in einem in der Alltagssprache geläufigen Begriff umschrieben, dessen Bedeutung als bekannt vorausgesetzt wird, so dass dessen explizite Definition unterbleibt. Demgegenüber mache ich *drittens* geltend, dass gerade die Arbeit an dem, was *denkmöglich* ist, geeignet ist, auch auf *praktische* Potenziale hinzuweisen. Sie finden sich dort, wo das Offensichtliche, ein zweites oder ein drittes Mal betrachtet, das Selbstverständliche hinterfragt und die Möglichkeit des Verdrängens bedacht wird; oder, um das bereits erwähnte Bild nochmals zu bemühen, wo gefragt wird, was sich wohl auf der „Hinterbühne“ abspielt.<sup>48</sup>

Diese Art wissenschaftlichen Arbeitens kann durchaus pragmatisch relevant sein; dann nämlich, wenn der Brückenschlag zur *Politik* versucht wird. Diese kann, wie man weiß, nebst der Verwaltung vorhandener Ressourcen und der Regulation von Macht und Herrschaft und dem Tauziehen zwischen Gleichheit und Ungleichheit durchaus auch einen „*utopischen*“ Charakter haben. Angewandt auf den hier interessierenden Fall der Generationenbeziehungen lässt sich daraus meines Erachtens der Vorschlag einer „*Generationenpolitik*“ ableiten. Ich möchte ihn an dieser Stelle nur kurz skizzieren.

<sup>48</sup> Ich verweise überdies nur kurz auf die wissenschaftstheoretische Problematik, die sich ergibt, wenn die Frage nach Potenzialen empirisch (mit dem Ziel einer allgemein, überall und jederzeit gültigen Aussage) angegangen wird. Sie verleitet letztlich zu ontologischen Aussagen, in denen sich Sein und Sollen vermengen, was wiederum unter pragmatischen Gesichtspunkten fragwürdig ist.

Wenn die Gestaltung der Generationenbeziehungen – als praktische Entfaltung menschlicher Generativität im umschriebenen weiten Sinne des Wortes – jene Tragweite für die Entwicklung von Person und Gesellschaft hat, die in den vorausgehenden Überlegungen dargestellt wird (und auch in anderen Sichtweisen zum Ausdruck kommt), dann liegt es nahe, diese als eine übergreifende politische Aufgabe zu betrachten. Dieser Schluss wird durch die Einsicht über die aktuelle demografische Dynamik sowie durch weitere zeitdiagnostische Analysen bekräftigt, beispielsweise jene, die sich mit dem Thema der Fragilität persönlicher und kollektiver Identitätsvorstellungen und den aktuellen Spannungsfeldern zwischen Privatheit und Öffentlichkeit beschäftigen.

Generationenpolitik bezeichnet dann allerdings kein neues Politikfeld, wie beispielsweise die Finanz-, die Arbeitsmarkt- oder die Landwirtschaftspolitik. Vielmehr bietet sich an, angesichts der Ubiquität von Generationenbeziehungen die Perspektive einer Generationenpolitik zu nutzen, um die Verflechtung von Politikfeldern in den Blick zu nehmen. Die Idee einer Generationenpolitik soll darum dazu dienen, das Gemeinsame der generationenrelevanten Politikbereiche Kindheit, Jugend, Familie, Alter, Bildung u. a. zu erfassen. Dazu geben alle Ebenen gesellschaftspolitischen Handelns Anlass. Ebenfalls wichtig ist dabei die Berücksichtigung der Zusammenarbeit zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren, wie sie faktisch vielerorts bereits im Gang ist.

Notwendig sind überdies übergreifende Begründungen. Hier kommt das Nachdenken über die Spezifik der Generationenbeziehungen und gleichzeitig der Forschung über die tatsächliche Praxis gelebter Generationenbeziehungen ins Spiel. Als eine allgemeine Maxime lässt sich vor dem Hintergrund der vorausgehenden Überlegungen u. a. formulieren: Generationenpolitik soll darauf ausgerichtet sein, gesellschaftliche Bedingungen zu schaffen, die es ermöglichen, in Gegenwart und Zukunft die privaten und öffentlichen Generationenbeziehungen so zu gestalten, dass sie zum einen die Entfaltung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit, zum anderen die gesellschaftliche Weiterentwicklung gewährleisten.<sup>49</sup> Dies verweist wiederum auf die „Generationenpotenziale“.

Welche Folgerungen ergeben sich daraus für die *Forschung*? Sie hat – das ist ein weiterer Ausgangspunkt dieses Textes – in den letzten Jahren großen Aufschwung genommen. Dabei stand, wie es für die Sozialwissenschaften nicht ungewöhnlich ist, die Deskription im Vordergrund. Wichtig war und ist das Bemühen um so genannte Repräsentativität, möglichst in Verbindung mit internationalen Vergleichen und zeitlichen Längsschnitten. Die Berichte in diesem Band belegen dies ausführlich und in eindrucklicher Weise. Mit meinem „Kontra-

---

<sup>49</sup> Für eine ausführlichere Darstellung meine Skizze des Feldes der Generationenpolitik: *Lüscher* 2007a; für ein Beispiel der Anwendung dieser Idee im Bereich der Kinder- und Jugendpolitik: *Lüscher* 2007b.

punkt“ möchte ich indessen fragen: Sind damit die theoretischen und die empirischen Potenziale der Thematik bereits erschöpft?

Eine rhetorische Frage! Ich glaube zeigen zu können, dass die Implikationen der differenzierten sozialzeitlichen Zeitstrukturen, die den unterschiedlichen Generationenbegriffen zugrunde liegen – so dem familialen, dem sozialhistorischen, dem pädagogischen – noch keineswegs ausgelotet sind. Sie finden ihren Niederschlag in den multiplen Generationenzugehörigkeiten des Einzelnen und den sich daraus ergebenden Spannungsfeldern im Selbstverständnis des Einzelnen und den sozialen Beziehungen. Im Weiteren habe ich darzulegen versucht, dass sich hinter den pauschalen Befunden über soziale „Transfers“ differenzierte dynamische Prozesse des Abwägens von Leistungen verbergen, die nahelegen, die spezifische „soziale Logik“ dieser Beziehungen zu ergründen. Dabei ist meines Erachtens zu bedenken, was ich als ein wichtiges Ergebnis meiner konzeptuellen Überlegungen ansehe, dass nämlich die konkrete Gestaltung von Generationenbeziehungen potenziell immer auch mit Prozessen der Sozialisation einhergeht. Dieser wiederum ist – so meine weitere These – eigen, dass sie mit mannigfachen Erfahrungen von Ambivalenz zusammenhängen können. Diese liegen häufig nicht einfach offen zutage, sondern werden verdrängt, sind latent und dementsprechend – bildlich gesprochen – Schicht um Schicht zur Sprache zu bringen, differenziert zu analysieren und hinsichtlich möglicher Strategien des Umgangs damit zu beobachten. Insofern hat das Konzept der Ambivalenz einen „sensibilisierenden“ Charakter. Inwiefern man sich darauf einlassen kann und will, hängt selbstverständlich auch von den Kontexten des wissenschaftlichen Arbeitens ab, seinen Freiheiten und seinen Zwängen.

In alledem zeigt sich eine große Herausforderung: Forschen und theoretisieren wir über das, was im Rahmen der etablierten Usancen, den innerdisziplinären Regelsystemen und im Blick auf die Akzeptanz von Forschungsanträgen und Veröffentlichungen innerhalb der hoch professionalisierten Begutachtungsverfahren Aussicht auf Erfolg hat? Oder nehmen wir in den Blick, was wir uns auch noch vorstellen könnten, was sich – um es paradox auszudrücken – zu bedenken und zu entdecken lohnt: die „Potenziale“!<sup>50</sup>

---

<sup>50</sup> Ich erlaube mir unter Bezugnahme auf Gespräche, die ich mit jüngeren Kolleginnen und Kollegen an der Wiesbadener Tagung geführt habe, eine – selbstkritische – persönliche Nachbemerkung: Selbstverständlich ist es für den „Emeritus“ einfacher, dieses Dilemma als rhetorische Frage zu formulieren, als für diejenigen, die sich im heutzutage hochbürokratisierten, durchevaluierten Forschungsbetrieb qualifizieren müssen. Doch gehört es zum wissenschaftlichen Generationendialog, daran zu erinnern, dass Wissenschaft auch eine „utopische“ Seite hat, wie die Beschäftigung mit dem „Problem der Generationen“ auch heutzutage noch – oder gerade heutzutage – zeigt.

*Literatur*

- Bauer, Tobias; Strub, Silvia*, 2002: Ohne Krippe Grosi stünde vieles still. Bern
- Baxter, Leslie A.; Montgomery, Barbara M.*, 1996: Relating: Dialogues and dialectics. New York: Guilford Press
- Bilstein, Johannes*, 1996: Zur Metaphorik des Generationenverhältnisses. In: *Liebau, Eckart; Wulf, Christoph* (Hrsg.): Generation. Versuch über eine pädagogisch-anthropologische Grundbedingung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag: 157-189
- Bronfenbrenner, Urie*, 1993: Generationenbeziehungen in der Ökologie menschlicher Entwicklung. In: *Lüscher, Kurt; Schulteis, Franz* (Hrsg.): Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften. Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft. Konstanz: UVK: 51- 74
- Burkhardt, Amelie et al.*, 2007: Ambivalenzen in der Beziehung von Eltern zu einem schizophreniekranken oder substanzabhängigen erwachsenen Kind: Vergleich mit der Beziehung zu gesunden Geschwistern und gewöhnlichen Generationenbeziehungen. In: *Psychiatrische Praxis* 34: 230-238
- Duttweiler, Stefanie*, 2007: Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberale Regierungstechnologie. Konstanz: UVK.
- Eisentraut, Roswitha*, 2007: Intergenerationelle Projekte. Motivationen und Wirkungen. Baden-Baden: Nomos
- Finch, Janet*, 1989: Family Obligations and Social Change. Cambridge: Polity
- Grundmann, Matthias*, 2006: Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz: UVK
- Grundmann, Matthias et al.*, 2009: Kriegskinder in Deutschland zwischen Trauma und Normalität. Botschaften einer beschädigten Generation. Münster: LIT Verlag
- Hinde, Robert A.*, 1997: Relationships. A Dialectical Perspective. London: Psychology
- Kaufmann, Franz-Xaver*, 1992: Der Ruf nach Verantwortung. Risiko und Ethik in einer unüberschaubaren Welt. Freiburg i. Brsg.: Herder
- Journal of Marriage and Family*, 2002: Symposium on Ambivalence in Intergenerational Relationships. In: *Journal of Marriage and Family* 64,3: 558-601
- Klosinski, Gunther* (Hrsg.), 2008: Großeltern heute – Hilfe oder Hemmnis? Analysen und Perspektiven für die pädagogisch-psychologische Praxis. Tübingen: Attempto Verlag
- Krappmann, Lothar*, 1997: Brauchen junge Menschen alte Menschen?, In: *Krappmann, Lothar; Lepenies Annette* (Hrsg.): Alt und Jung. Spannung und Solidarität zwischen den Generationen. Frankfurt: Campus: 185-204
- Lettke, Frank* (Hrsg.), 2003: Erben und Vererben. Gestaltung und Regulation von Generationenbeziehungen. Konstanz: UVK

- Lettko, Frank; Klein, David*, 2004: Methodological issues in assessing ambivalences in intergenerational relations. In: *Pillemer, Karl; Lüscher, Kurt* (Hrsg.): Intergenerational ambivalences. New perspectives on parent-child relations in later life. Amsterdam: Elsevier Science Ltd.: 85-113
- Levine, Donald N.*, 1985: *The Flight from Ambiguity. Essays on Social and Cultural Theory*. Chicago: The University of Chicago Press
- Liegle, Ludwig; Lüscher, Kurt*, 2008: Generative Sozialisation. In: *Hurrelmann, Klaus et al.* (Hrsg.): *Handbuch Sozialisationsforschung*. Weinheim/Basel: Beltz: 141-156
- Lüscher, Kurt*, 1997: Solidarische Beziehungen. Das „neue“ Problem der Generation. In: *Gabriel, Karl et al.* (Hrsg.): *Modernität und Solidarität. Festschrift für Franz-Xaver Kaufmann*. Freiburg i. Brsg.: Herder: 59-77
- Lüscher, Kurt*, 2007a: Generationenpolitik: Vom Schlagwort zum Konzept. Text für das 2. Werkstattgespräch des Netzwerks Generationenbeziehungen. SAGW/FGG. Online unter: [www.sagw.ch/sagw/laufende-projekte/generationen/werkstattgespraeche/werk\\_2.html](http://www.sagw.ch/sagw/laufende-projekte/generationen/werkstattgespraeche/werk_2.html) [Stand: 19.01.2010]
- Lüscher, Kurt*, 2007b: Kinder- und Jugendpolitik im Kontext einer integralen Generationenpolitik. In: *Soziale Sicherheit* 15,4: 193-197
- Lüscher, Kurt*, 2008a: Großelternschaft – Eine soziologische Annäherung. In: *Klonsinski, Gunther* (Hrsg.): *Großeltern heute – Hilfe oder Hemmnis? Analysen und Perspektiven für die pädagogisch-psychologische Praxis*. Tübingen: Attempto Verlag: 33-58
- Lüscher, Kurt*, 2008b: Vom Leitbild zur Leitidee – Von der Institution zu einer fragilen Institutionalisierung. In: *Recht der Jugend und des Bildungswesens* 56,2: 120-125
- Lüscher, Kurt*, 2009: Ambivalenz: Eine soziologische Annäherung. In: *Dietrich, Walter et al.* (Hrsg.): *Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten*. Zürich: TVZ: 17-67
- Lüscher, Kurt*, 2010: „Homo ambivalens“: Herausforderung für Psychotherapie und Gesellschaft. Erscheint in: *Psychotherapeut* 54,2: 136-146
- Lüscher, Kurt; Liegle, Ludwig*, 2003: *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz: UVK
- Lüscher, Kurt et al.*, 2009: Bausteine zur Generationenanalyse. DJI Bulletin PLUS. In: *DJI Bulletin* 86
- Lüscher, Kurt; Pillemer, Karl*, 1998: Intergenerational Ambivalence: A New Approach to the Study of Parent-Child-Relations in Later Life. In: *Journal of Marriage and Family* 60,2: 413-425
- Luthe, Heinz O.; Wiedenmann, Rainer E.* (Hrsg.), 1997: *Ambivalenz. Studien zum kulturtheoretischen und empirischen Gehalt einer Kategorie der Erschließung des Unbestimmten*. Opladen: Leske + Budrich



- Mannheim, Karl*, 1928/1964: Das Problem der Generationen. In: *Wolff, Kurt H.* (Hrsg.): Karl Mannheim: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Berlin: Luchterhand: 509-565
- Mauss, Marcel*, 1923/1968: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt: Suhrkamp
- Musil, Robert*, 1952: Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg: Rowohlt
- Nash, Laura L.*, 1978: Concepts of Existence. Greek Origins of Generational Thought. In: *Daedalus* 107: 1-21
- Perrig-Chiello, Pasqualina; Höpflinger, François*, 2009: Die Babyboomer. Eine Generation revolutioniert das Alter. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung
- Pillemer, Karl; Lüscher, Kurt* (Hrsg.), 2004: Intergenerational Ambivalences. New Perspectives on Parent-Child Relations in Later Life. Amsterdam: Elsevier Science Ltd.
- Pillemer, Karl et al.* 2007: Capturing the Complexity of Intergenerational Relations: Exploring Ambivalence within Later-Life Families. In: *Journal of Social Issues* 63,4: 775-791
- Plakans, Andrejs*, 2004: Intergenerational ambivalences in the past. A social-historical assessment. In: *Pillemer, Karl; Lüscher, Kurt* (Hrsg.): Intergenerational Ambivalences. New Perspectives on Parent-Child Relations in Later Life. Amsterdam: Elsevier Science Ltd.: 63-82
- Rappoport, Anat; Lowenstein, Ariela*, 2007: A Possible Innovative Association between the Concept of Intergenerational Ambivalence and the Emotions of Guilt and Shame in Care-Giving. In: *European Journal of Ageing* 4,1: 13-21
- Riedel, Manfred*, 1974: Generation. In: *Ritter, Joachim* (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 3. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft: 274-277
- Riesman, David et al.*, 1966: Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlung des amerikanischen Charakters. Reinbek: Rowohlt
- Rosa, Hartmut*, 1998: Identität und kulturelle Praxis: politische Philosophie nach Charles Taylor. Frankfurt, New York: Campus
- Senyürekli, Aysem R.; Detzner, Daniel F.*, 2008: Intergenerational Relationships in a Transnational Context: The Case of Turkish Families. In: *Family Relations* 57,4: 457-467
- Wildt, Andreas*, 1998: Solidarität – Begriffsgeschichte und Definitionen heute. In: *Bayertz, Kurt* (Hrsg.): Solidarität. Begriff und Problem. Frankfurt: Suhrkamp: 202-216
- Willson, Andrea E. et al.*, 2003: Ambivalence in the Relationship of Adult Children to Aging Parents and In-Laws. In: *Journal of Marriage and Family* 65,4: 1055-1072

BEITRÄGE ZUR  
BEVÖLKERUNGSWISSENSCHAFT

Herausgegeben durch das  
Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

BAND 40

---

ERGON VERLAG

# Potenziale intergenerationaler Beziehungen

Chancen und Herausforderungen für  
die Gestaltung des demografischen Wandels

Herausgegeben von  
Andreas Ette, Kerstin Ruckdeschel, Rainer Unger

---

ERGON VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek  
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche  
Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the  
Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

© 2010 ERGON Verlag GmbH, 97074 Würzburg

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages. Das gilt  
insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und für Einspeicherungen in elektronische Systeme.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Umschlaggestaltung: Jan von Hugo

Satz: Matthias Wies, Ergon Verlag

[www.ergon-verlag.de](http://www.ergon-verlag.de)

ISSN n.n.

ISBN 978-3-89913-765-1